

Allerlei aus Deutschland

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **14 (1919)**

Heft 12

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-351860>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auch der will seine Profite und deshalb reicht es für Arbeiterkinder nicht zu was Rechtem; es sei denn, Vater und Mutter seien selbst so geschickt, ihrer „Einzigen“ den lang ersehnten Krämerladen oder die gewünschte Eisenbahn usw. zurecht zu zimmern.

Immer um die Zeit von Winteranfang beschäftigen sich Soz. Schulverein, Frauengruppen oder auch Parteisektionen mit dem „Winterfest“ und der damit verbundenen Beschaffung. Da wird eine besondere Kommission fürs Betteln eingesetzt — pardon — Sammeln von freiwilligen Beiträgen — die höchst unfreiwillig gegeben werden — und eine Studienkommission für den Einkauf und die Verteilung — und das Ergebnis? Wenig wahre, nicht erheuchelte Freude an den „praktischen“ Festgeschenken und viel Ärger über die Schundware von Spielsachen. Hier also, meinen wir, könnte und müßte der Soz. Schulverein einsehen. Hier liegt ein reiches Arbeitsfeld, vielleicht nicht gerade für „Sonntag“schulen, nein, es müßten eben Werkschulen sein. Oder sind etwa Proletariatskinder an Werktagen weniger sich selbst überlassen? Wissen Knaben und Mädchen an den schulfreien Abenden und Nachmittagen immer, was sie anfangen sollen? Wäre nicht hier eine Organisation am Platze und der Sonntag vielmehr für Wanderungen geeignet?

Es gibt überall Frauen, Mädchen und Männer, die nicht viel reden, dafür aber ein Geschick in ihren Händen haben und eine Gestaltungsmöglichkeit, die sie zum eigentlichen Genie, zum Erfinder macht, wenn auch nur im Kleinen. Während der Kriegsjahre hat man den alten Klunder, die vielen Resten zu schätzen und zu verwenden verstanden. Hier ist nun ein Reich, wo die Phantasie unbeschränkte Möglichkeiten hat und wo wir überall schnell eine Sammel- eventuell Einkaufsgenossenschaft unter der Kinderschar selbst organisieren können. Der Schreiner und der Zimmermann liefern Holzklöbchen, Stäbe, Stangen, Bretter von Zitronenrinden, Traubengitter, Zündholzschachteln, Fadenspulen etc. Spengler, Schlosser und Schmiede haben Blech- und Drahtreste, Nägel und Späne, der Schuster Lederabfälle, Tapezierer und Maler Tapeten, Stoffmuster und Farben, kurz, die Kindergesellschaft — Kommune — ist bald im Besitz eines Lagers an Rohstoffen. Lehm, Sand, Kinde, Moos usw. kosten auch nichts. Die heikelste und komplizierteste Frage ist nun — die Werkstätte, das Lokal. Hier gibt's wiederum Gelegenheit, über genossenschaftliches Bauen der Kommune zu beraten, schlagen oder dann gemeinschaftliches Mieten von einem passenden Objekt durchzuführen; aber alles studieren, beraten, beschließen die Kinder selbst. Erwachsene sind dabei nur Berater und nur im Falle, wo es nicht anders geht, Mittler und Ausführende. Das Gleiche gilt nun über die Anschaffung oder das Mieten von Werkzeug — Laubsäge, Hobelbank, Säge etc., Nähmaschine, Scheren usw. Der gemeinsame Besitz an Rohstoffen, Lokal und Werkzeug fettert die Glieder dieser Kommune ganz anders zusammen als der lose Besuch der Sonntagsschule, weckt in ihnen nicht nur das Solidaritätsgefühl, sondern auch die Verantwortung der Gemeinschaft gegenüber. Selbstverständlich wählen sie sich eine Verwaltung, machen gemeinsam eine Ordnung (Gesetze, Paragraphen) und ein Gericht; denn ohne Störungen wird dieses Gemeinschaftsleben nicht vor sich gehen. Jedes Gesellschaftsmitglied ist nun verpflichtet, nach Alter, Fähigkeit und Uebung für die Gemeinschaft das Bestmögliche zu erzeugen, was unter Anleitung und Belehrung von ältern Genossen und Genossinnen aus dem vorhandenen Rohstoffmaterial gemacht werden kann, z. B. Christbaumschmuck, Häuschen, Bäume, Tiere aus Holz, Puppenwagen, -schaufel, Puppenstuben, Krämerladen, Puppenmöbel, Bilderrahmen, Schachteln, Benzen, Eisenbahnwagen, Kollwägel, Schiffchen, eine ganze Baby-Ausrüstung usw., aber solide und doch gefällige Ausführung. Der Wettstreit und die Kritik der Mitschaffenden ist die beste Garantie, daß nur Gutes als fertige Ware der Verkaufsgenossenschaft — die wiederum aus einem Schülerrat besteht — übergeben wird. Ganz von selbst ergibt sich hier die Notwendigkeit eines Zentralrates — als oberster Stufe —, eines Betriebsrates, eines Verwaltungsrates und eines Schülerrates, zweiter Stufe, und eines allgemeinen Schülerrates als unterster Stufe, mit eigentlich bestimmender Kompetenz; alle arbeitenden Glieder sind stimmberichtig, die Erwachsenen haben nur beratende Stimme; es sind alle Schüler wählbar.

Die Schüler selbst hätten auch die Preise der erzeugten Objekte zu berechnen, den Verkauf (Handel) für eine Beschaffung am Winterfest zu überwachen und zu bestimmen, wie der Erlös am Winterfest verwendet werden soll. Von selbst kämen sie dazu, ihr Unternehmen nach der einen oder andern Richtung zu verbessern, zu

vergrößern und die Werkzeuge und Arbeitsmethoden zu vervollkommen; durch Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstbestimmen, Verwalten, Selbstverantworten gelangen sie zur eigentlichen Selbständigkeit; durch Erleben dieser kommunikativen Arbeitsgemeinschaft würden Hirn und Herz empfänglich und begeistert für unser Ziel und wir bekämen tätigen, nicht nur schwachenden Zuwachs für unsere ganze Bewegung.

Ganz von selbst ergäbe sich daraus auch eine andere, eigentliche Zeitung, von den Schülern selbst redigiert. Die Glieder der einen lokalen Arbeitsgruppe wünschten von ihrem Können und Gelingen, eventuell von ihren Straffällen und Gerichtsurteilen den andern Gruppen Mitteilung zu machen oder sie um Rat zu fragen, jene und diese Verordnung zu veröffentlichen. Diese suchen „Rohmaterial“ von einer ganz bestimmten Sorte oder sie kündigen ein Fest mit Einladung an. Da die einzelnen Gruppen nur klein sind, gäbe die Zeitung das ganz natürliche Bindeglied. Aber nicht von Erwachsenen ihnen aufgenötigte oder gar von solchen ihnen „aufgesetzte“ Artikel, sondern Briefe, Aufsätze, Schilberungen, Verordnungen in der Kindersprache bildeten den Inhalt, und Redaktion, sowie Verlag müßten von gewählten und dafür befähigten Kindern geführt werden unter sachmännischer Beratung Erwachsener.

Selbstverständlich erheischte eine solche praktische Anwendung des Kommunismus Opfer. Vielleicht weniger Geldopfer, als Zeit und Bereitwilligkeit von seiten älterer Kameraden und Frauen, vor allem Geduld und Geduldenlassen ohne Vorrechte der Ältern, Einfühlen und Einleben in die Entwicklungsmöglichkeiten einer solchen Organisation. — Es sind hier nur einige Andeutungen in groben Umrissen skizziert, die selbstverständlich in erster Linie Anregungen sein sollen.



Allerlei aus Deutschland.

Wer da etwa glaubt, die Prozedur beim Ueberschreiten der schweizerisch-deutschen Grenzen habe sich seit Friedensschluß geändert, irrt sich. In Thayngen sind die gestrengen Herren der schweizerischen Heerespolizei und prüfen jeden auf Herz und Nieren. Von einer Hand in die andere wandert der Paß und wehe demjenigen, der nicht alle Stempel hat oder gar die Dauer der Aufenthaltserlaubnis überschritten. Ein altes Mütterchen — ehemalige Schweizerin — hatte das Pech, um einen Tag zu spät sich an der Grenze einzufinden, man ließ sie nicht hinaus, in die Schweiz hinein durfte sie wohl auch nicht mehr, wie die Lösung gefunden wurde entzieht sich meiner Kenntnis, jedenfalls konnte sie nicht mit uns weiterreisen. In Gottmadingen werden die Reisenden noch in die gleichen Holzbaracken eingeschlossen wie während des Krieges. Die Zollrevision wird strenger gehandhabt als wie die Paßrevision, doch wird das Geschäft durch Landstürmler ausgeführt, die bedeutend angenehmer im Verkehr mit den Reisenden sind, wie unsere Heerespolizei. Die Zollgebühren sind heute siebenmal höher wie früher infolge der schlechten Valuta. Die Fahrt durch Süddeutschland geht langsam aber sicher, man kommt schließlich ans Ziel. Neugierlich besehen merkt man Deutschland die Revolution nicht an und innerlich besehen noch weit weniger. Der Subalterne ist subaltern, unterwürdig geliebt und der Herr ebenso prozig und anmaßend wie früher. Die während des Krieges in so großer Zahl tätigen weiblichen Arbeitskräfte sind zum größten Teil von der Bildfläche verschwunden, höchstens in Berlin sieht man noch mal eine Transschaffnerin. Der Moor hat seine Schuldigkeit getan, er konnte gehen. In den Städten herrscht eine große Wohnungsknappheit, die in manchen Städten dazu geführt hat, daß Zuzug für dauernden Aufenthalt nicht gestattet wird. Ein Teil der Hotels sind für Wohnungszwecke verwendet worden, so daß es auch sehr schwer ist, im Gasthaus Unterkunft zu finden. Das Geld, welches eigentlich nur bedrucktes Papier ohne Deckung ist, hat beinahe seinen ganzen Wert verloren. Die Preise sind sehr hoch, selbst zu 25 Rp. die Mark gerechnet. Es ist wie ein Hohn, heute kann man in Deutschland so ziemlich alles wieder

haben, nicht nur im Schleichhandel, sondern offen in den Geschäften, aber der große Teil des Publikums ist nicht in der Lage, die Sachen zu kaufen, weil die Geldmittel nicht reichen, weder für den Arbeiter, noch den Beamten, noch den früheren Mittelständler. Die Löhne der Arbeiter sind den heutigen Lebenskosten angepaßt viel zu nieder. Es gibt wohl Butter, doch kostet das Pfund 23 bis 30 Mk., Toilettenseife so viel man will, feines französisches Fabrikat, aber zu 5 bis 7 Mk. das Stück. Deutschland ist von Schokolade überschwemmt, aber was nützt es den sehnsüchtig darnach verlangenden Kindern und Großen, wenn 100 Gramm französische Schokolade 6 bis 8 Mk. und gute Schweizer Spezialmarken 50 Gramm Mk. 7.50 kosten. Inzwischen werden die Preise wiederum gestiegen sein, da die Mark gewaltig gefallen ist. Amerikanisches Büchsenfleisch kostet die kleine Büchse Mk. 8.50. Wurst ist auch kartenfrei zu haben, aber zu 20 Mk. das Pfund. In den Schaufenstern hängen wiederum Schinken und Würste die Menge, schöne Käse sind ausgestellt, Delikatessen, beinahe wie früher. Alles Schätze, welche die hungernde Menge, die sie so lange entbehren mußte, noch heute nicht kaufen kann. In Frankfurt, Stuttgart, Erfurt, Gotha, sind Lebensmittel die Menge zu haben. In verschiedenen Städten auch weißes kartenfreies Brot zu 3 Mk. das Kilo. Die Arbeitslosen und die Arbeitenden sehen sich die Schätze durch die Schaufenster an. Wie lange wohl? Was über hohe Löhne berichtet wird, ist nicht zutreffend, wer 2 Mk. Stundenlohn bezieht, gehört schon zu den Bevorzugten. Der durchschnittliche Stundenlohn in den deutschen Städten ist Mk. 1.50, in Großberlin Mk. 2.25. Im großen und ganzen wird allgemein über wenig Arbeitslust geklagt, die Arbeiter richten nichts mehr aus, heißt es. Diese Behauptungen müssen erst noch untersucht werden, etwas Wahres wird aber dran sein, wenn der Arbeiter mit Anspannung aller Kräfte nicht mehr so viel verdient, um sein Leben fristen zu können, wenn er immer wieder sieht, daß er betrogen wird, im Krieg, jetzt im Frieden, dann kann auch dem geduldigsten Schaf schließlich die Arbeitslust vergehen.

Uebrigens wird die Klage von der verminderten Arbeitslust auch deshalb so oft laut, um die geplante Wiedereinführung der Achtstundentag besser begründen zu können. Auch der Achtstundentag wird an manchen Orten in kleineren Betrieben illusorisch gemacht. Ist irgend eine Arbeit, eine Reparatur, oder was sonst immer es ist, nicht rechtzeitig beendet, heißt es, sie begreifen, beim Achtstundentag, es wird einfach nichts fertig — und der Kunde glaubt es willig und zieht beruhigt von dannen.

Schon im Oktober hat sich die Kohlennot recht fühlbar gemacht, die Straßen der Städte sind im Dunkel gehüllt, einzelne Tramlinien haben den Verkehr gänzlich einstellen müssen, Pforzheim z. B. ist überhaupt ohne Tramverkehr und ohne Straßenbeleuchtung. Dort, wo die ganze Stadt, sei es als Fabrikanten, oder Arbeiter, oder Vermittler einer Industrie dient: der Gold- und Silberwarenindustrie werden alle Bedürfnisse, dem Hauptbedürfnis für die Industrie unterstellt. Von Pforzheim wandern heute Schätze ohne Zahl in alle Länder, der Engländer, der Franzose, der Südamerikaner, sie alle haben darauf gewartet, bis sie wiederum aus Pforzheim Luxusprodukte beziehen können. An der Grenze darf kein Silbergeld ausgeführt werden, nicht einmal bis 10 Mk. oder Franken, aber Silberwaren so viel als man nur will.

In einem gleichen sich alle Städte, die Caféhäuser und Konditoreien, die Kinos sind überfüllt, die Not, das Elend, die Zukunft, alles ist grau, trüb, aber man will nichts sehen, man versucht durch schmale Vergnügen die trostlose Zukunft zu verschleiern. Deutschland steht erst am Anfang des Schmerzens. Noch hat sich der Friedensvertrag und seine Bedingungen nicht ausgewirkt, die großen Abgaben folgen noch. Die ungeheure Reichsschuld an Kriegsanleihen, ungedeckten Schatzscheinen usw. muß erst noch gedeckt werden.

Pro Kopf der Bevölkerung sind dafür durchschnittlich 450 Mark Steuern per Jahr notwendig. Wie weit die Vermögen beschlagnahmt werden, läßt sich heute noch nicht sagen, geht es so wie mit der Beschlagnahme ungenügend bewohnter Häuser, hat der Besizende nicht viel zu fürchten. Jedenfalls sieht er sich vor und kauft was luxuriös und teuer ist. Nur in wenigen Städten ist man zur Beschlagnahme der Wohnräume geschritten, so z. B. in Breslau, in Schöneberg bei Berlin.

In Berlin hat man diese Maßnahme noch nicht durchgeführt, man stellt sie aber in Aussicht, um der großen Wohnungsnot zu begegnen. Um dem Zwang auszuweichen, haben sich durch die Ankündigung der Beschlagnahme eine Anzahl Inhaber großer Wohnungen freiwillig dazu verstanden, Wohnräume zu vermieten, aber natürlich noch lange nicht in genügender Zahl. Von gutem wäre eine diesbezügliche Verordnung für das ganze Reich.

Ueber die politischen Parteien für heute nur so viel; die kommunistische Partei Deutschlands, Spartakusbund, ist tatsächlich vogelfrei. Zu ihrer Bekämpfung unterhält das Reich nicht nur die Moskogardisten, sondern auch Tausende von Spitzeln. Trotz der Knappheit der Finanzen ist man in der Lage, die Berichte dieser Spitzel sehr gut zu honorieren. Wer die Mitte Oktober abgehaltene Reichskonferenz der Kommunisten verraten hätte, hätte eine Prämie von 50,000 Mark erhalten, auf die Köpfe einzelner Führer sind Summen von 20,000 bis 40,000 Mark ausgesetzt. Die Arbeit der Kommunisten muß illegal durchgeführt werden, fliegende Redaktionen, Zentralen usw. Die Spitzel haben leider schon sehr viel aufgedeckt, denn vor Verrat ist man nicht genügend geschützt. Dessen ungeachtet geht aber die Bewegung vorwärts. 105,000 eingeschriebene Mitglieder, eine große Zahl Bezirkssekretariate, Wanderlehrer, eine Reichsfrauenzentrale, verschiedene Tages- und Monatsblätter sind die Früchte übriger Arbeit. Je mehr die übrigen Parteien an Kredit verlieren, gewinnen schließlich die Kommunisten. Die Mehrheitssozialisten sind nicht mehr ernst zu nehmen, ihre Stärke besteht nur noch in den gleichgültigen Gewerkschaften. Heute bekämpfen sich Unabhängige und Kommunisten noch sehr, es ist dies leider ein beliebtes Versammlungsthema, wie ja die Unabhängigen die Mehrheitler tüchtig vermöbeln. Auch dies ist ganz überflüssig, diese Schleppenträger der Reaktion erledigen sich von selbst. Ueber kurz oder lang muß der linke Flügel der Unabhängigen und die Kommunisten zusammengehen. Wenn es sein muß über die Köpfe einiger unbeherrschbarer Führer hinweg. Die im Oktober, trotz allen Schwierigkeiten abgehaltene Reichskonferenz hat sich klare Richtlinien gegeben in bezug auf die politische Tätigkeit, die Mitarbeit im Parlament, die nicht ausgeschlossen ist, die Tätigkeit der Gewerkschaften. Sie ließ sich von einigen wenigen Syndikalisten nicht auf Abwege treiben. Es fehlt auch der kommunistischen Partei Deutschlands noch viel, vor allem die Möglichkeit, ungehindert in den Massen arbeiten zu können, in Versammlungen, in den Betrieben. Aber die Entwicklung Deutschlands zwingt immer breitere Schichten zu den Kommunisten zu stoßen, aus dem Chaos und der kommenden Verzweiflung rettet sie nur der Anschluß an Rußland und die sozialistische Wirtschaftsordnung. Schon heute wäre es hohe Zeit dazu, wie notwendig hätte z. B. Deutschland die Rohprodukte Rußlands, wie wichtig wäre es, die Fertigprodukte Deutschlands nicht gegen wertloses Geld abzugeben, sondern im Austausch gegen Rohmaterialien und unentbehrlichen Gebrauchsgütern. Aber die Revolution vom November 1918 hat Deutschland nicht den Sozialismus gebracht, es hat erst die Monarchen und deren Thronlein weggefegt. Im übrigen ist so ziemlich alles beim alten geblieben. Das deutsche Proletariat, als geduldiger Michel, wie schon von Alters her, ließ sich ohne Widerrede entwaffnen, die Macht wurde in die Hände eines Koske und dessen Horden gegeben, der deutsche Arbeiter ließ es geschehen.

Man fragt sich, wie ist es möglich? Aber die Revolution läßt sich doch nicht ad acta legen, sie geht ihren Weg, trotz der Gleichmut des deutschen Arbeiters. Der Kapitalismus ist nicht imstande, die Ordnung tatsächlich wieder herzustellen.

Reicht ist es für die Kommunisten nicht, sich durchzusetzen; als außerhalb des Gesetzes stehende Partei werden sie durch eine Menge Sonderbestimmungen gehemmt, an ihre Führer und Agitatoren werden die größten Anforderungen gestellt, denn mit einem Fuß ist jeder im Zuchthaus, aber die Entwicklung ist für sie, lassen wir es erst Frühling werden. ***



Unweiblich.

Das Frauenstimmrecht ist zwar nun bald überall Tatsache geworden. Bei uns aber soll es — vorerst einmal in unserem Kantone Zürich — vor's Volk treten. Und unter Volk versteht man immer noch nur die stimmberechtigten Männer. Es sei gut, daß nicht die Frauen selbst über Sein- oder Nichtsein zu entscheiden hätten; weil sehr viele und gerade die besten, echten Schweizerinnen gegen das Frauenstimmrecht stimmen würden: Sie wollen es nicht, weil es „ihrer Natur zuwider“, „unweiblich“ sei. Wir hätten schon genug vermännerte Kultur. Ganz Europa leide an „Vermännlichung“ und anstatt der tief ersehnbaren Verweibung würde gerade die politische Betätigung der Frauen einen „Weibeschwund“ zur Folge haben.“

Es ist unzweifelhaft eine gewisse Gruppe von Frauen, die bei dem allgemeinen Fortschreiten unseres Geschlechts zu ökonomischer Selbständigkeit viel zu verlieren glaubt. Jene Frauen nämlich, die wissenschaftlich oder ihrer Natur nach jener Schmarotzerklasse angehören, die weder Verstandes- noch Körperkräfte genug besitzen, um irgendeine Form produktiver Arbeit zu leisten und allein von der passiven Erfüllung ihrer Geschlechtsfunktionen abhängig zu bleiben wünschen — das ist der Inhalt von echt weiblich — werden unzweifelhaft sowohl als Prostituierte wie als Ehefrauen einen schweren Verlust erleiden bei der Umwandlung, die von den Frauen höhere Kenntnisse und eine Tätigkeit für das allgemeine Interesse fordere. Sie bezeichnen nämlich den „Intellektualismus“ als eine zum Ausbruch gekommene Geisteskrankheit, d. h. wer seinen Menschenverstand wirklich braucht und anwendet, der ist krank.

Für den männlichen Wollüstling von schwachem Intellekt und reizloser Persönlichkeit, der bei Befriedigung seiner Geschlechtsinstinkte sowohl innerhalb wie außerhalb der Ehe weder Neigung noch Bewunderung der Frau gewinnen kann, sondern nur auf ihre Käuflichkeit rechnen muß, für den bedeutet Selbständigkeit, d. h. ökonomische und politische Unabhängigkeit der Frauen den sozialen Untergang und wenn sie sich mit Händen, Füßen und ihrem Portemonnaie dagegen wehren und für Behalten des „Ewig-Weiblichen“ kämpfen, ist es begreiflich, denn sie halten die Konkurrenz nicht mehr aus und werden tatsächlich aussterben, da erwiesenermaßen Frauen mit höherer Bildung, ökonomisch gebesselter Stellung und großem Allgemein-Interesse nicht käuflich sind. Der Verlust von Männern und Frauen, deren Höchstes und Einziges die Geschlechtsfunktion ist, wäre ein Gewinn für die Menschheit als Ganzes.

Es ist nicht ganz leicht, durch genaue Prüfung einer Anschauung gerecht zu werden, die sich in nebelhafter und unklarer Weise ausspricht. Es gibt eine Sorte ganz ehrlicher und sogar ziemlich gescheiter Leute, die ungefähr folgendes meinen: Politische Betätigung erfordert Verstandesbildung, wenn die Ausübung des Frauenstimmrechts ernsthaft genommen wird und zu den unfähigen Wählern nicht nur eine größere Anzahl ungeübter Köpfe kommen soll. Das Band der Sympathie und Anziehung zwischen den Geschlechtern werde durch die Entwicklung der Frauen zerschnitten. Aber solchen Befürchtungen gegenüber gibts doch etwas Allge-

waltigeres: „Gunger und Liebe erhalten das Getriebe“ heißt eine Formel: Die Männer und Frauen sind gleich Rindern in dasselbe Joch gespannt: für einen Moment mag das eine ein wenig vorangehen und das andere stehen bleiben, aber sie können nie sich weiter von einander entfernen als das Joch, das sie verbindet, lang ist, und schließlich müssen sie zusammen still stehen oder zusammen vorwärts gehen.

Die Unvernunft der Behauptung, die Ausübung des Stimmrechts und der damit verbundenen Pflichten mache die Frau „unweiblich“, wird recht in die Augen springend, wenn man es umgekehrt auf das männliche Geschlecht anwenden würde in der Form, als würde die Männlichkeit nur durch das Stimmrecht geschaffen, also wären vielleicht alle die Ausländer und solche, die um eines Vergehens — z. B. in einem Streikprozeß Verurteilte — willen das Aktivbürgerrecht verloren, unweiblich. Die Frauenbewegung (Frauenstimmrecht) ist nicht ein abnormes Gewächs ohne organischen Zusammenhang mit dem ganzen Gesellschaftskörper, sondern sie ist ihrem Wesen nach nur eine Phase einer allgemeinen Umwandlung, der die ganze kapitalistische Gesellschaftsordnung ausgesetzt ist. Jedes nähere, sorgfältigere Studium wird beweisen, daß es sich von Seite der Frau nicht nur um eine Bewegung handelt, die zu einer Scheidung und Trennung der Geschlechter führt, sondern, daß es vielmehr eine Bewegung ist, die ihrem ganzen Wesen nach die Frau dem Manne nähert, die Geschlechter einander enger verbindet.



Mütter.

(Zwei Bilder aus dem Leben.)

Man ist stets bereit, Müttern zahlreicher Kinder in Arbeiterfamilien Lieblosigkeit ihren Kleinen gegenüber vorzuwerfen. Die zwei folgenden Bilder sollen uns zeigen, was die Arbeiterin als Mutter, die die vollen Pflichten als solche kennt, oft lieblos erscheinen läßt. Nicht sie, sondern die unnatürlichen Verhältnisse sind es, die sie unfähig machen, die heiligsten Pflichten als Frau und Mutter zu erfüllen. Die Frau des Besitzenden könnte eine bessere Mutter sein; sie hat ja Zeit und Mittel, für ihr Kind zu leben. Daß dem nicht immer so ist, zeigt uns folgendes Beispiel, wie es nicht einzig dasteht.

Es ist ein wunderschöner Morgen. Die Uhr zeigt auf acht, als die junge „gnädige Frau“ mißmutig und verstimmt ins Wohnzimmer tritt. Sie erwidert kaum den Gruß ihres Gatten, den freundlichen Gruß des Dienstmädchens, das eben den Tisch deckt. Ihr Gatte fragt ruhig: „Nun, wie hast du geschlafen, wie geht's?“ Ziemlich kurz und unfreundlich antwortet sie ihm. Gar schwer kommen ihr die letzten Wochen ihrer Mutterschaft vor. Wohl erwartet sie ungeduldig ihr Kind, streicht gar oft zärtlich über die Spitzenvorhänge des prächtigen Stubenwagens; aber die Beschwerden, die dieser Zustand jeder Frau auferlegt, bringen sie in die schlechteste Laune, und es ist kein Leichtes für die sie umgebenden Personen, diese fast kindlichen Unarten ruhig zu ertragen. Das aromatisch duftende Frühstück, bestehend aus Schokolade, Bienenhonig und Butter, berührt sie kaum. Ihr Gatte, der sie auf den Händen trägt, fragt sie teilnahmsvoll: „Wollen wir einen Spaziergang machen?“ Er möchte sie so gerne ein wenig erheitern. Sein freundlicher Vorschlag wird nicht akzeptiert. Rücksichtsvoll bleibt er noch eine Weile bei ihr sitzen, versucht ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Vergebens, an ihrer schlechten Laune prallt auch der letzte freundliche Versuch ab; mit freundlichem Gruße geht er zur „Arbeit“. Die Frau, anstatt eine Arbeit zur Hand zu nehmen, setzt sich in eine Fensternische und weint, weil sie sich so grenzenlos vernachlässigt fühlt durch ihren Gatten.

Endlich naht die schwere Stunde auch für sie. Weil es ihr an Bewegung fehlte, weil sie ihre Müdigkeit nie überwand, geht die Geburt nur langsam vor sich, denn bei der guten Kost wurde das Kind groß und schwer, und die verzärtelte Mutter begreift nicht, daß sie nun die Geburtsarbeit allein bewältigen soll. Alle Beruhigungen von Arzt und Pflegerin fruchten nichts, und erst nach langem Leiden wird das Kind mit Hilfe des Arztes geboren, ein großes, aber schwächliches Wesen. Nachdem die Wöchnerin versorgt ist, das Kind in den duftigen Spitzenkissen liegt, wird die bestellte Amme für dasselbe geholt.